

er begingen „virtuelle Republikflucht“ (S. 142), indem sie auf Westprogramme umschalteten oder ihrem Unmut über das Programm zumeist in den eigenen vier Wänden Luft machten. Im Zeitalter der noch nicht vorhandenen Quotenevaluation ließen sich solche Realitäten jedoch problemlos ignorieren.

Der Band leistet dabei insofern Vermittlungsarbeit, als er das kulturpolitische Spannungsfeld aufzeigt, in dem die Medialisierung des Alltags

angesiedelt war. Sein Verdienst besteht überdies darin, einen Bereich der jüngsten Vergangenheit, der nicht selten erinnerungshistorisch geprägt ist, quellentechnisch weiter zu erschließen und ihn damit für die komparative Forschung zu anderen Medien- und Kommunikationsfeldern der DDR aufzubereiten.

Andreas Möller

Löwestr. 21
D-10249 Berlin

MATTHIAS N. LORENZ

„*Auschwitz drängt uns auf einen Fleck*“. *Judendarstellung und Auschwitzzdiskurs bei Martin Walser*, J. B. Metzler Verlag, Stuttgart 2005, 540 S.

Angestoßen wurde die vorliegende Dissertation von der Auseinandersetzung um den Roman *Töd eines Kritikers*. Dessen Erscheinen am 26.6.2002 dient als Ausgangspunkt für die Frage, ob dieser Roman mit dem vorangegangenen Werk in Kontinuität steht, mithin also – und hier beginnt der weit brisantere Teil – auch der Vorwurf des Antisemitismus auf frühere Texte zutrifft. Dieser „Prämisse einer Werkkontinuität“ (S. 33) folgt die zweite brisante These auf dem Fuß, diejenige über den Zusammenhang von Autorintention und Text. Die Studie hält – es sei hier vorweg gesagt – immer ihre methodische Genauigkeit, wenn MATTHIAS N. LORENZ sein Instrumentarium darlegt, sowohl zur Vermittlung von realem Autor und fiktionalem Text (der implizite Autor [ist] „als Maske des wirklichen Autors“ zu verstehen, zit. S. 42 nach Paul Ricoeur) wie zum Begriff des Antisemitismus, der „die am „stärksten sanktionierte Tabuverletzung“ (zit. S. 50 nach Wolfgang Benz) in Deutschland darstelle.

Den speziellen Fall des literarischen Antisemitismus umreißt Lorenz als Matrix seiner Fragestellung, dabei zurückgreifend auf die Studien von Martin Gubser (1998), Heidi M. Müller (1986) und Noline Hertzitz (1995). Als Fazit der theoretischen Grundlegung ergibt sich keine statische Definition, vielmehr komme es auf die „Ensemblewirkung“ (S. 77, übernommen von Matthias Richter) an, bei der zu erfragen ist, wie mehrere sich wandelnde Elemente aus der antisemitischen Tradition zusammenwirken. Sie erge-

ben die Konnotationen des Textes, mit denen dann Stellungnahmen des Autors abgeglichen werden können.

Da das „Erkenntnisinteresse des Buches“ dahin geht zu ermitteln, „ob Martin Walser zu Unrecht oder zu Recht literarischer Antisemitismus vorgeworfen wurde“ (S. 80), rückt die in den Rezensionen stets vehement diskutierte Frage¹ nach dem Wirklichkeitsbezug des Romans in den Mittelpunkt, weil jede Verteidigung des Romans wie des Autors gegen Antisemitismus eine solche Wirklichkeitsreferenz auch zulassen und nachweisen muss. Lorenz verfolgt in der Analyse des Figurenarsenals, das enge Bezüge zu realen Protagonisten des literarisch-intellektuellen Lebens in der BRD aufweise, und in den textinternen wie textexternen Strategien die Indizienketten lückenlos und beweist den Konnex zwischen Text und Autor, zwischen Roman und Wirklichkeit. Die „konkrete[n] vergangene[n] Verletzungen“ (S. 147) und das Schreiben dagegen, „um überleben zu können“ (so das Zitat Walsers, S. 164), legen nahe, in *Töd eines Kritikers* eine „autobiographische Komponente [...] sowie die deutliche Auseinandersetzung mit bestimmten Kritikern und Kritikmustern“ zu sehen und daher die „Identität von realer und fiktiver Figur“ (S. 147) zu erkennen.

Der Leser von Lorenz' Studie erhält damit einen roten Faden, an dem entlang er die werk- und lebensgeschichtlichen Auseinandersetzungen Walsers mit dem Judentum und seinem Anteil an

der deutschen Identität verfolgen kann. Als „Überformung und Abwehr“ fasst Lorenz diese Verhaltensmuster gegenüber Juden zusammen (S. 255). Juden und Deutsche – beide ein „symbolisches“ Volk, die ihre Wahrnehmung nicht mehr durch eigenes Verhalten bestimmen können (S. 256) – stehen sich in Walsers Textwelten nicht als zwei gleichberechtigte Parteien gegenüber.

In der Untersuchung der dramatischen, epischen und essayistischen Texte bleiben dem Leser, nun methodisch versiert und mit der Fragestellung der Studie vertraut, die ‚Mühen der Ebene‘ nicht erspart. Die Einzelanalysen überzeugen und brauchen in der Detailliertheit ihrer Beobachtungen nicht wiederholt zu werden. Am Ende muss Lorenz bei der „Paradoxie des Phänomens Walser“ (S. 483) ankommen und einräumen: Der Autor verwende in Texten „negativ klichierete Judenfiguren“ (S. 483), „die allerdings nicht die Verbreitung von Judenhass intendieren“ (S. 483). Sein Projekt sei die „nationale Bewusstseins-erweckung“ (S. 483) durch eine strategische „negative Utopie“ (S. 483). Im belletristischen Werk würden die Positionen vorformuliert, die Walser in den Essays, in denen er sich „als empirische Person“ (S. 486) an das Publikum wendet, erneut vorbringe. Die das Werk durchziehende Tradition der Judendarstellung sowie die Nivellierung von Tätern und Opfer (S. 485) als einer Entlastungsstrategie lasse sich in der Belletristik wie in der Essayistik zeigen. Für die Interpretation der Einzeltexte und ihr Fazit seien jedoch die folgenden drei Punkte zu bedenken gegeben:

1. Die thematische Fokussierung der Arbeit verzerrt die Gewichtung der Texte. Rezeptionsgeschichtlich bedeutende und für die Fragestellung wichtige Romane – *Brandung* (1985) und *Die Verteidigung der Kindheit* (1991) – kommen so etwa neben die Bände der Anselm-Kristlein-Trilogie – *Halbzeit* (1960), *Das Einhorn* (1966) und *Der Sturz* (1973) – zu stehen, in denen antijüdische Grundmuster unspezifisch und selektiv eingesetzt werden. Noch gravierender wird dieser ungleiche Rang beim Blick auf *Ein springender Brunnen* (1998) und die wichtigen Reden – *Über Deutschland reden. Ein Bericht* (gehalten am 30.10.1988 in den Münchner Kammerspielen) und *Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede* (1998) –, denen eine andere Intention zukommt wie einer Buchbesprechung (S. 396) oder einem Nachwort wie

demjenigen zu Elie Wiesels Roman *Die Nacht* (1958, dt. Übers. 1962).

2. Die Literaturwissenschaft ist befähigt und berechtigt zu methodisch gestützter, genauer – und das kann auch heißen: inquisitorischer – Lektüre und Interpretation von Texten. Lorenz bekennt sich zu diesem Vorgehen: „Suche nach Subtexten, [...] Deutung von Figurenrede und letztlich die Erschließung der Textaussage“ (S. 35). Die methodische Versiertheit und die Akribie der Analyse sichern seine Ergebnisse weitgehend gegen Einspruch ab. Gerechterweise hält der Band auch schon die Einrede des Autors bereit, denn in einem angehängten Interview erklärt Martin Walser seinen Unmut über derart inquisitorische Lektüren. Durchzogen ist das der Studie beigegebene Interview vom 15.7.2003 von der Selbsterwehr des Autors. Jedoch nicht den Textanalysen sollte der Einspruch gelten, sondern den mehrmals sehr weit gehenden Konklusionen von Lorenz über die Person des Autors. Hier hat Jan Philipp Reemtsma Recht, der in der FAZ vom 27.6.2002 zwischen Autor und Text klar unterschied: „Ist Walser darum ein Antisemit? Er ist niemand, dessen bisheriges Werk durch antisemitische Topoi geprägt wäre. Aber er ist jemand, der Roman belegt es, der ein antisemitisches Buch geschrieben hat“ (zit., S. 392).

3. Die Differenz von Faktizität und Fiktionalität wird unterschätzt. Gerade bei der Beschäftigung mit Schlüsselliteratur zeigt sich, dass Verschlüsselungen als Mittel der Distanzierung von Realität ernst genommen werden müssen, sonst hätte der Autor sie nicht gewählt. Lorenz ebnet hier mitunter zu schnell die Aussagen von fiktionalem und faktuellem Text ein.

Der Verfasser schreibt in dieser Studie seinerseits auch gegen das Vergessen und den raschen Wechsel der literarischen Meinungen an, denn im Gewitter der Rezensionen, Foyer-Gespräche und Interviews konnte sich niemand die Frage stellen, was denn philologisch haltbar sei an den zahlreichen Urteilen über Walser und seinen Roman *Tod eines Kritikers*.

Lorenz beantwortet die Frage gründlich und hat damit einen nicht mehr übersehbaren Beitrag zur Erforschung von Martin Walsers Werk geleistet. Damit ist die Virulenz des Textes keineswegs stillgestellt, sie wirkt weiter und produziert Fragen: „Whether Walser’s novel contributes to or

delays the arrival of this ‚normality‘ remains a moot point. If people look back and reflect the whole affair was ‚much ado about nothing‘, then Walser’s aim will have been fulfilled.“²

- 2 Stuart Parkes: Tod eines Kritikers. Text and Context. In: Ders., F. Wefelmeyer (Hrsg.): Seelenarbeit an Deutschland. Martin Walser in Perspective, Amsterdam 2004, S. 463.

Anmerkungen

- 1 Ein Beispiel dafür bietet der Sammelband von Helmut Kiesel, Dieter Borchmeyer (Hrsg.): Der Ernstfall. Martin Walsers ‚Tod eines Kritikers‘, Hamburg 2003.

Gertrud Maria Rösch

Universität Heidelberg
Seminar für Deutsch
als Fremdsprachenphilologie
Plöck 55
D-69117 Heidelberg

CHRISTOPH BODE

Der Roman. Eine Einführung (UTB, Bd. 2580), A. Francke Verlag, Tübingen, Basel 2005, 349 S.

CHRISTOPH BODE identifiziert im Vorwort als Hauptanliegen seiner Einführung die Frage nach der *differentia specifica* unterschiedlicher Erzählformen: „Was wäre der Unterschied, wenn dieser Roman erzähltechnisch so statt so angelegt wäre?“ (VII) Diese Absichtserklärung überrascht auf angenehme Weise, wird der Gegenstand doch landläufig vor allem als *Romantheorie* angegangen und folglich als historische Romanpoetik, als philosophie- und geistesgeschichtliche Ableitung ihrer Möglichkeitsbedingungen, oder: auf den Boden der Tatsachen gestellt: als breitspurige Sozialgeschichte des Bürgertums betrieben. Bode lässt sich jedoch vorrangig von den „hochinteressanten narratologischen Diskussionen“ inspirieren, welche „die neuphilologischen Literaturwissenschaften in den letzten drei Jahrzehnten geprägt haben“ (IX).

Der Autor veranschaulicht diesen erfreulich textnahen Zugang zur Geschichte des Erzählens im Roman mit zahlreichen konkreten Einzelanalysen, die lebhaft zur Lektüre der erwähnten und besprochenen Texte anregen. Für die illustrierte Vielfalt der Erzählmöglichkeiten gibt ein vorwiegend englischsprachig orientierter Kanon (Fielding, Richardson, Sterne, Beckett, Pynchon, Jeanette Winterson) die Stütze ab. Deutschsprachige (Lukács, Schlegel, Walter Benjamin, Adorno) oder anderssprachige Autoren sind nur vereinzelt – und dann vor allem als Urheber von Traktaten zur Theorie des Romans – präsent. Dass einem „vor allem Beispiele aus dem täglichen Metier einfallen“ (XV), leuchtet als einschlägige Begründung

zwar durchaus ein. Man könnte dies aber auch als Argument dafür auffassen, solche Handbücher und Einführungen von einem Autorenkollektiv erstellen zu lassen. Es fehlt nämlich noch immer eine vergleichende Literaturgeschichte, die prototypische Erscheinungsformen des Erzählens in ihrem formalen Zusammenhang und ihrem geschichtlichen Funktionswandel bespricht.

Es schlägt aber umgekehrt gerade auch positiv zu Buche, dass sich der Autor kein Theorie- oder Begriffskompendium zum Ziel gesetzt hat, sondern sich bei der Behandlung des Materials vor allem um „eine unverwechselbare Handschrift“ (X) bemüht, den Gegenstand mit Selbstironie und mit einer besonderen didaktischen Begabung angeht, komplexe Erzähltheorien kritisch zu vermitteln und Leser zu fesseln. Bode zeigt auf jeden Fall dezidiert Fahne, wenn er, entgegen dem Anspruch landläufiger Erzähltheorien auf Allgemeingültigkeit und Exklusivität, die konzeptuellen Gerüste Stanzels und Genettes nebeneinander verwendet, da sie für bestimmte Segmente der erzählenden Literatur jeweils Vorteile und Nachteile bieten: Stanzels Typologisierung weise zwar organische Züge auf, biete aber noch immer den Vorteil, leser- und anwendungsfreundlich zu sein. An Genettes weitaus differenzierterer Begrifflichkeit kritisiert Bode umgekehrt, dass „Phänomene immer wieder als ihr Gegenteil deutbar“ werden und „Fälle als Unterfälle ihres Gegenteils auf[tauchen].“ (S. 234) Gegen Genettes Schematisierung plädiert Bode am Beispiel von Melvilles *Moby-*